

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 151.

Samstag, 1. Juni.

1916.

Die Braut aus Kanada.

(18. Fortsetzung.)

Roman von Hedda von Schmid.

(Nachdruck verboten.)

Thea wußte nachher nicht, ob sie seinen Gruß erwidert hatte oder nicht. Alles tanzte plötzlich vor ihren Augen — das ganze Zimmer drehte sich. „Ruhe, nur Ruhe“, sagte sie sich und preßte ihre Fingernägel in ihre Handflächen. . . . Dort saß Fred — zehn Schritte von ihr entfernt neben einer jungen, blonden Dame in hellblauem Tauchkostüm. Der ältere Herr und die ältere Dame, die unverkennbare Ähnlichkeit mit der jungen Blonden hatte, waren unzweifelhaft ein Ehepaar.

Nun schaute die Blonde zu Genrika hinüber und ein blitzartiges Staunen flog über ihre Züge. Sie neigte sich zu Fred und flüsterte ihm etwas zu, dann blickte sie wieder nach Genrika hin und er folgte der Richtung ihrer Augen. Er mußte Genrika vorhin übersehen haben, denn er erhob sich zum zweiten Male und grüßte die Braut seines Freundes durch eine ebenso höfliche Verbeugung, wie die gewesen war, welche er vorhin für Thea gehabt hatte.

„Sie fürchten, wie es scheint, doch, durchzubrechen. Sie kleines rosa Sanzintchen“, rief die Böhning-Geldhausen scherzend, „Sie grüßten ja kaum wieder. Wer ist denn der blonde Kavaliere dort drüben.“

„Mir ein Fremder“, sagte Genrika kalt.

„Allüren hat sie, rein als ob sie direkt aus dem Grandenpalast ihrer sagenhaften Vorfahren zu uns nach Berlin gekommen wäre“, dachte Frau Hannchen ärgerlich.

Doch im Grunde ärgerte sie sich darüber, daß Fred Delarue auch heute die Familie Gröning schnitt.

„Die junge Dame am anderen Tisch starrt dich ja immerfort an, Genrika, kennst du sie vielleicht?“ fragte sie dann leise.

„Ich kenne sie nicht; doch Herr Delarue war mit den Leuten in Hamburg zusammen. Ich habe ihn damals nicht danach gefragt, wie sie heißen. Ich bin nicht neugierig und kümmere mich grundsätzlich nicht um fremde Menschen“, gab Genrika, ohne ihre Stimme sonderlich zu dämpfen, zur Antwort.

„Sie ist einfach unmöglich“, dachte Frau Hannchen und meinte dann anzüglich: „Du bist dir wohl immer selbst genug, meine Liebe?“

„Das kommt darauf an, in welcher Gesellschaft ich mich befinde“, erwiderte die Braut aus Kanada prompt.

„Bravo, mein Kindchen“, rief die Böhning-Geldhausen amüsiert. „Stolz lieb ich den Spanier.“

„Sie hat ja auch spanisches Blut und einen spanischen Namen“, sagte Dr. Haendler vermittelnd.

Es lag Explosionsstoff in der Luft. Man war aber doch nicht hierher gekommen, um ungemütlich zu sein. Mama Gröning hatte das teure Essen doch nicht bestellt, damit man sich dabei Epizen jagte?

Der Doktor erhob sein Rheinweinglas und trank Thea zu. „Auf dein Wohl und eine glückliche Zukunft.“ Wortlos tat Thea ihm Bescheid.

Also in Hamburg war Fred mit dem schönen, blonden Mädchen zusammen gewesen. Nun glaubte sie sein

ganzes Verhalten ihr gegenüber zu verstehen. Nicht seine Mutter stand zwischen ihm und ihr, nicht ihr Schauspielern, sondern die Blonde dort drüben, mit der er sich so beflissen unterhielt, daß er für nichts anderes Auge und Ohr zu haben schien.

Jrmgard Böhnstädt äußerte ihre grenzenlose Bewunderung über die Metamorphose, die sich mit Genrika vollzogen hatte. „Ich habe sie bloß an ihren schönen Augen wiedererkannt“, sagte sie. „Es ist verblüffend, daß jemand sich in ein paar Monaten so von Grund aus verändern kann. Wenn ich zurückdenke, welch einen ungeschickten, armseligen Eindruck die Braut Ihres Freundes damals in Hamburg machte. Ich hatte solches Mitleid mit ihr. Und jetzt: wie schief ist ihre Frisur, wie famos steht ihr das Blasketta. Passen Sie auf, Fred, wenn das so weiter geht, wird Genrika oh Santos eine große Schönheit.“

„Es soll mich für sie freuen“, entgegnete Fred nachlässig und drehte der Braut aus Kanada den Rücken zu. Dadurch aber befand er sich direkt Thea gegenüber.

Für ihn waren jedoch die Grönings überhaupt nicht vorhanden — seiner Ansicht nach lag kein zwingender Grund für ihn vor, an den Nebentisch heranzutreten, und eine allgemeine Begrüßung und Vorstellung hervorzurufen. Er kannte weder das Ehepaar Haendler noch die Böhning-Geldhausen, deren auffallende Art und Sprechweise den Konsul Böhnstädt höchlichst ergötte.

„Manchmal ist's gerade so, als ob sie die Königin Elisabeth in „Maria Stuart“ so aus dem Stegreif mimt“, meinte der alte Herr. „Gottvoll sind doch mitunter solche Leute, denen das Bühnenhafte bis zum Grabe anhängt. Da hat man nun eine Gratissvorstellung.“

Fred sah wie auf Nadeln. Gut, daß seine Mutter nicht hierher mitgekommen war. Harald fühlte sich nicht wohl, sie hatte ihn, um den sie immer voller ängstlicher Besorgnis war, wenn er an seinen Kopfschmerzen litt, nicht verlassen wollen.

Fred vermied es konsequent, Thea anzusehen. Ihr blaßes Gesicht hätte ihn vielleicht doch ungestimmt. „Es war aus zwischen ihnen beiden, definitiv aus“, sagte er sich. Am gestrigen Abend hatte er einen dicken Strich unter die tollsten, verliebten Wünsche vieler Wochen, die ihn wie einen Spielball hin und her getrieben hatten, gemacht.

„Daß uns ausbrechen, Fred“, hatte seine Mutter ihn gestern vor Beginn des letzten Aktes gebeten und dann so obenhin hinzugefügt: „Du begleitest mich doch nach Hause? Es bleibt dir ja noch immer unbenommen, hierher zurückzukehren.“

Dann — während das Auto aus dem Norden von Berlin dem alten Westen der Stadt zugerollt war, hatte die Baronin die Hand ihres Sohnes ergriffen: „Nieber Fred, ich hätte mich mit dem Gedanken ausgesöhnt, eine Schwiegertochter, die für die Bühne ausgebildet worden

ist, ins Haus zu bekommen, wenn Thea Gröning wirklich eine Künstlerin von Gottes Gnaden wäre. Das ist sie jedoch nicht. Und vor allem du liebst sie nicht, Fred. Echte Liebe hätte kein Zögern gekannt. Dich aber reißt es hin und her, so daß du zu keinem festen Entschluß zu kommen vermagst. Still, Fred, mein lieber Sohn, laß mich zu Ende reden — ich hätte auch nichts gegen Theas Angehörigen einzuwenden, als nur das eine: sie passen nicht zu uns. Ich habe mich genau erkundigt — wozu gibt es denn Auskünfte — Theas Mutter ist eine Kantorstochter vom Lande — das schadet an sich in meinen Augen nichts, ich bin davon überzeugt, daß sie eine herzensgute und brave Frau ist, aber als Schwiegermutter für dich, Fred, ist sie so gut wie unmöglich. Ein Mann heiratet in den meisten Fällen die Familie seiner Frau mit. Das ist nun einmal so. Ich will mich nicht ernstlich gegen deine Verbindung mit Thea Gröning sträuben, aber sie wäre kein Glück für dich. Also überlege es dir reiflich, ich bitte dich dringend darum.“

„Hat Thea selber dir denn gar nicht gefallen?“

„Wie sollte ich mir wohl nach dem ersten Sehen ein Urteil bilden? Ich habe sie ja nur geschminkt auf der Bühne gesehen — der Gedanke, sie Tochter zu nennen, gewann überhaupt keinen Raum in mir.“

Das Auto hielt. Stumm half Fred seiner Mutter aus dem Wagen, schritt mit fest zusammengepreßten Rippen hinter ihr die breite, teppichbelegte Treppe zum ersten Stock empor. Es war ein Mißgriff von ihm gewesen, seine Mutter zu veranlassen, Thea in dieser Umrahmung kennen zu lernen. Sie hatte ja recht mit ihren Argumenten, aber er konnte doch nicht von Thea lassen — nein, es ging nicht — auf keinen Fall . . .

Der Bediente meldete, daß der junge Herr einen seiner schlimmen Anfälle von Kopfschmerz habe. Das war an sich nichts Erschreckendes — Harald litt seit seiner Kindheit an derartigen gesundheitlichen Störungen, nun jedoch, wo er zum Militär arbeitete, traten sie mit leunruhigender Festigkeit auf.

Die Baronin vergaß bei der Nachricht von ihres Lieblingsohnes Unwohlsein Thea und alles andere, was mit ihr zusammenhing, ihre Samtschleppe aufrassend, eilte sie in Haralds Zimmer.

Er lag blaß, mit geschlossenen Augen auf der Chaiselongue, im fahlen Licht der grünbeschilderten Arbeitslampe, die auf seinem Schreibtisch brannte, wie ein Toter aussehend.

Die Mutter nahm ihm die warm gewordene Essigkompreßse von der Stirn, um sie durch eine frische zu ersetzen.

Unter der sanften Berührung schlug er seine Augen auf. Er hatte im Halbschlaf gelegen.

„Mutter“, flüsterte er, „wie gut, daß du da bist.“

Sie beugte sich in überströmendem Gefühl über ihn.

Ihr Mutterherz bangte um beide Söhne. Plötzlich kam ihr ein Zweifel: Hatte sie das Rechte getan, in solcher Weise zu Fred zu reden? Er aber hatte doch Offenheit von ihr erbeten? Und sie hätte nichts gegen ihre Überzeugung sagen mögen, um ihm eine Kränkung, eine Enttäuschung jetzt zu ersparen. Sie sah kein Glück für Fred in einer Heirat mit Thea Gröning. Es waren ja sicherlich vortreffliche, brave Leute, diese Grönings, aber mußte man sich denn durchaus mit ihnen verheiraten?

Nach einer Stunde lang wartete Fred auf die Rückkehr seiner Mutter — er hätte sich gern noch weiter mit ihr über Thea ausgesprochen. Doch er wußte, wenn Harald diese jämershaften Anfälle hatte, die ihn zu halber Bewußtlosigkeit führten, dann saß seine Mutter bei ihm und hielt seine Hand und nichts vermochte sie vom Lager des Leidenden zu entfernen. — Ihrer Meinung nach — das sagte sich Fred — gab es nun nichts mehr zu reden, sie hatte ihre Anschauung klar geäußert, er ihm selber war es nun, endlich zu einer abschließenden Klarheit zu kommen.

Nach kurzem Zaudern verließ er das Haus. Ihm war es, als triebe ihn irgend eine magnetische Macht dazu, Thea noch heute wiederzusehen. Er ging zu Fuß durch die nächtliche Stadt, am Viktoriaufer dahin in belebtere Gegenden, kam an Lokalen vorbei, aus denen Tanzmusik ertönte, wiegende Weisen, die sein Blut in Wallung brachten.

„Thea tanzt jetzt“, dachte er, und die Versuchung, sie im Arm zu halten, mit ihr durch den Saal zu schweben, wurde übermächtig in ihm.

Er rief das nächste vorübergleitende Auto an und stand zehn Minuten später in der Tür des Theatersaales und blickte über die Reihen der an der Kaffeetafel Sitzenden hinweg auf die helle, graziose Gestalt auf dem Podium, die wie die Primadonna in einer Operette ein paar Tanzschritte machte, um die Pointe der übermühtigen Verse, die sie deklamierte, zu unterstreichen.

Stürmischer Beifall brach los, als Thea geendet hatte. Die Herren neben Fred klatschten wie unsinnig.

„Famoser kleiner Käfer, die Gröning“, sagte einer von ihnen, der Thea mit seinen Blicken verschlang. „Wird Karriere machen auf der Bühne mit dem niedlichen Fräulein“, fügte ein anderer hinzu.

(Fortsetzung folgt.)



Die Menschen schlafen, wenn sie aber sterben, dann wachen sie auf.

Soldatenheime an der Front und in der Etappe.

Von einem evangelischen Feldgeistlichen.

D. E. K.* Es ist Sonntag. Heller Sommer Sonnenschein liegt über der lebhaften Stadt Nordfrankreichs, die schon lange deutsche Einquartierung in ihren Mauern sieht. Die Einwohner sind von ihrem gewohnten Sonntags-Spaziergang wiedergekehrt, draußen vom Karol, aus den Anlagen, von den Wegen zwischen den Feldern in der nächsten Umgebung der Stadt, und stehen noch plaudernd vor den Türen. Ein Friedensbild im Kriege. Aus dem Garten eines Hauses schallt Musik, Militärmusik. Wenn nur die Kapelle dieser „boches“ nicht so schön spielte! Man will nicht zuhören und wird doch immer wieder hingezogen, draußen an der hohen Mauer hin und her zu wandern und noch ein wenig zu lauschen. Drinnen aber ein militärisches Bild. Nur Soldaten, nichts als Soldaten. Den kleinen Garten haben sie ganz besetzt, alle Tische und Stühle sind vergeben, auf dem Rasen knien und hocken sie, Risten und Gässer sind herbeigeholt und müssen als Sitzgelegenheit dienen, kein Plätzchen ist unberührt. Und die Kapelle in der einen Ecke, eingezwängt in drangvoll fürchterlicher Enge, so daß die Musiker sich kaum rühren können, findet Zuhörer, so dankbar, so zufrieden, wie man sie sich nicht besser wünschen kann. Jedesmal, wenn eins der prachtvoll gespielten Stücke zu Ende ist, lobt rauschender Beifall den Obermusikmeister und seine Kapelle. Das Konzert geht zu Ende, da plötzlich — ein Trompetenschuß. Alles blickt auf, lautlose Stille lagert über den Quartieren. Und auf der Treppe, die hinabführt in den Garten, steht ein Feldgeistlicher, der in kurzen, schlichten Worten die Kameraden bittet, vor dem Auseinandergehen noch einmal in ernstem, dankbarem Herzen der Zeit zu gedenken. Von der neuen Siegeskunde spricht er, die gekommen ist von der Heimat, in der zu dieser Stunde Glocken läuten und Fahnen wehen. Auch hier soll der Dank für Gottes Gnade ausgesprochen werden, und stehend singt die ganze Schar unter machtvoller Begleitung durch die Kapelle das Danklied, das alle vom abendlichen Zapfenstreich her kennen: „Ich bete an die Macht der Liebe“. Ein Sommerabend im deutschen Soldatenheim Nordfrankreichs! Und ein anderes Bild. Wintertag ist es, draußen ein ungemütliches Wetter mit Regen und Wind und Schmutz, nichts als Schmutz. Drinnen aber im Soldatenheim ist es gemütlich. Da kann man sich wärmen und ausruhen vom Dienst. Wer lesen will, findet eben ein Lesezimmer, genug gute Zeitschriften und Bücher,

für Spiele ist auch gesorgt, Salma, Mühle, Dame, Festungs-
spiel und was das Herz begehrt; ein Zimmer ist mit einem
Billard ausgestattet, und das ist fast nie leer. Drunten aber
plaudert es sich so gemächlich im Kreise der Kameraden, die
alle Tische besetzt haben. Auch da verstummt plötzlich das
Summen und Gläserklingen und Scharren. Wie gern stimmt
man mit ein in das Vaterlandslied, das so eigentlich das
patriotische Lied dieses Krieges geworden ist: „O Deutschland,
hoch in Ehren.“ Und im Anschluß an das Lied folgt ein
Vortrag, der jeden Abend gern entgegengenommen wird.
Heute Abend darf die aufmerksame Zuhörerschaft dem Red-
ner in ein Gebiet folgen, das vielleicht vielen nicht recht be-
kannt ist, in das Gebiet der festschönen Arbeit des „Blauen
Kreuzes“. Der Redner, selber ein Fachmann auf diesem
Gebiete, versucht es, seine Zuhörer zu fesseln, und gern fol-
gen sie ihm. Dana aber steht den Kameraden noch etwas
besonders Schönes bevor. Eine der beiden Johanniter-
schwestern, die für das Soldatenheim in treuer Hingabe
sorgen, hat ihre Kunst in den Dienst des Heeres gestellt und
singt mit ihrer schönen Stimme heimliche Lieder, die alle
tief ergreifen. Manches alte Landsturmlied kommt dabei
die Tränen, deren er sich in dieser Stunde nicht schämt.
Ein stiller, herzerquickender Abend im Soldatenheim. Weiter
aber denke ich zurück an manches Soldatenheim, das ich sah.
Hinter der Front des . . . Regiments war es, im Inge-
quartier des einen Bataillons. Auch hier hat die fürsorgliche
Leitung des Regiments ein Soldatenheim geschaffen, das den
Kameraden in den Ruhestunden Erholung und Ruhe bieten
soll. Eine Scheune war es vorher, jetzt ist es ein gemüt-
liches Heim. Tische und Bänke stehen auf dem mit Sand
bestreuten Boden, sogar eine Empore ist da, auf der die
Kapelle Platz finden kann, wenn sie einmal spielt. Und sie
spielt heute. Es ist ein großer Unterhaltungabend an-
gesetzt. Das erste Wort hat aber nicht der Musikmeister, das
bleibt dem Männerchor der Armierungskompanie, der aus
lauter jugendlichen Kölner Jüngens besteht, das heißt,
manche von diesen „Jüngens“ sind schon recht bejahrt. Aber
sie singen prachtvoll. Dann führt uns der Feldgeistliche in
seinem Vortrage nach Galizien, seiner Geschichte, seinen
Kriegsschicksalen, zu der treuen deutschen Arbeit, die dort
schon jahrzehntelang verrichtet ist von den Pionieren des
Deutschtums, darunter den bekannten Pfarrer D. Pöller-
Stanislaus. Und nach einer Schilderung, die das schwere
Leid und das treue Aushalten der dortigen deutsch-evange-
lischen Gemeinden inmitten des Kriegessturmes darstellt, klingt
der Vortrag aus in der Mahnung, auch dieser Stammes-
und Glaubensgenossen jetzt nicht zu vergessen! Dann aber
folgt Lied auf Lied, die, von der Kapelle des Regiments an-
gestimmt, von allen begeistert mitgesungen werden, dazwischen
altbekannte Militärmärsche. Und wenn man hinausstritt
vor die Tür, in die Stille des herbstlichen Abends, dann hört
man von der nahen Front das abendliche Geplänkel der
Patrouillen herüberschallen und wird plötzlich wieder daran
erinnert, daß man sich hinter der Linie befindet, an der
deutsche Männer treue tapfere Wacht hielten für das
Vaterland. (Zens. Wn.)



Aus der Kriegszeit.

An Bord der „Röwe“. Ein junger Däne, Joseph
Johannes Rytjöbing, schildert jetzt nach einem Bericht des
„Evenska Dagbladet“ bei seiner Rückkehr in die Heimat die
Eindrücke, die er während seines dreiwöchigen Aufent-
haltes an Bord der „Röwe“ empfing: „Ich segelte“, so er-
zählte er, „mit der englischen Bark „Edinburgh“. Am
22. Februar dieses Jahres wurde unser Schiff gestoppt. Wir
hatten reichlich Zeit, die Boote zu besteigen, ehe die Bark
versenkt wurde. Wir nahmen alles Gepäck mit. Es war
ein wahres Paradies, an Bord der „Röwe“ zu kommen. Das
Essen war ausgezeichnet und reichlich, und wir bekamen so
viel Bier, Wein und Zigaretten, wie wir wollten. Auf den
Schiff herrschte keinerlei Mangel. Wir Neutralen — zwei
Schweden aus Kalmar und Sundsvall, ein Holländer und ich
— wurden von der Besatzung ganz als ihresgleichen behan-
delt und hatten absolute Freiheit. Auch die Engländer be-
kamen vorzügliches Essen, zehnmal besser als auf ihrer Bark,
und auch sie hatten ihre Freiheit. Während der drei Wochen
unseres Aufenthaltes kaperte die „Röwe“ mehrere Fahr-

zeuge und versenkte sie nach mehrstündiger Frist. Es waren
die kühnsten und unerschrockensten Männer, die ich jemals
gesehen habe. Als wir schließlich in die Nähe der Kanarischen
Inseln kamen, wurden wir Neutralen an Bord eines gekaper-
ten englischen Schiffes gesetzt, das uns mit deutscher Besatzung
nach Teneriffa brachte. . . . Es war ein großartiges Schiff,
und großartig waren auch die Menschen an Bord der „Röwe“,
— mit diesen Worten schloß Johannes seine Erzählung.
(Zens. Wn.)

„Boches“, ein französischer Schimpfname für die — Russen.
Die Bezeichnung „Boches“, mit der uns die Franzosen „be-
ehrt“ haben, ist mit echt deutscher Gründlichkeit von unsern
Philologen auf ihre Herkunft und Bedeutung untersucht
worden. Zu den mannigfachen Ableitungen und Deutungen
des merkwürdigen Wortes kann eine neue hinzugefügt wer-
den, die einer gewissen Komik nicht entbehrt. Danach wäre
das Wort Boches ursprünglich von den Franzosen für ihre
guten Freunde, die Russen, geprägt worden. In einem
soeben bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
erschienenen Buch eines neutralen Diplomaten „Aus Brüssels
kritischen Tagen“, in dem wir lebendige Bilder von Belgiens
Nöte bei Ausbruch und in den ersten Wochen des Welt-
krieges erhalten, erwähnt der Verfasser, der sich hinter dem
Pseudonym „Diplomaticus“ verbirgt, ein Gespräch mit einem
Franzosen, der in enger Beziehung zu der französischen
Gesandtschaft in Brüssel stand. Der sprach von den Russen
nur als den „Bochs“. Auf die erstaunte Frage, wie er zu
dieser Bezeichnung komme, erwiderte er lachend: „Majore
Verbündeten, die Russen, singen doch bei jeder Gelegenheit
„bocho zarja ortani“ oder so ähnlich (deutsch: Gott den
Zaren schütze), aussprechen kann man ja die Worte nicht.
Na, jedenfalls haben unsere wüthigen Pariser das Wort „boche“
behalten und nannten zuerst die Russen, dann alle Tölpel
„boches“. Selbst der französische Gesandte in Brüssel, Aloou-
kowski, erhielt wegen seines russischen Namens dieses Bei-
wort. „Später habe ich mich sehr gewundert“, bemerkt Diplo-
maticus dazu, „daß man mit diesem „russischen Gotteswort“
die Deutschen beschimpfte. Tatsächlich mag es wohl aus
früherer Zeit stammen und hat durch die Russen nur eine
Neubelebung erfahren.“

Die Engländer auf der Jagd nach Kriegserinnerungen.
Die Sammelwut, die ja zu allen Zeiten in England beson-
ders ausgebildet war, erreicht im gegenwärtigen Kriege eine
Höhe, die den glücklichen Besitzern der sog. „Trophäen des
Schlachtfeldes“ unerwartete Kriegsgewinne bringt. Man
sammelt alles, was irgend mit dem Kriege zusammenhängt
und heute oder späterhin als Erinnerung an die Gegenwart
gesten könnte. Aber neben der Industrie, die sich mit der
Herstellung von Kriegsandenken, Photographien vollstän-
diger Männer, Kriegstalismanen, Gedenkmedaillen usw. be-
schäftigt, gibt es noch die Menge der „echten“ Kriegs-
andenken, nämlich verschiedene Gerätschaften, Waffen,
Uniformstücke, Mützen, ja selbst Schuhe und Flaschen, die
im Bereiche der Schützengräben gefunden und nach Paris
befördert werden, das als das Zentrum dieses aktuellen Han-
dels betrachtet werden kann. Da die Engländer nicht auf
eigenem Boden kämpfen, müssen sie nach Frankreich
reisen, um derartiger Reiseerinnerungen hebbast zu
werden, und die Franzosen, die in dieser Beziehung
nicht so „idealistisch“ veranlagt zu sein scheinen
wie ihre Bundesgenossen jenseits des Kanals, haben ein
blühendes Exportgeschäft mit Kriegserinnerungen ein-
gerichtet, über das ein Bericht des Pariser Mitarbeiters der
„Daily Mail“ mancherlei interessante Aufklärungen gibt.
„Fast täglich kommen aus London Anfragen nach Paris, und
die Zahl der Bestellungen auf im Frontbereich gesammelter
Gegenstände häuft sich immer mehr. Ich habe in Paris be-
reits mehrere Ausstellungen von Kriegstrophäen gesehen,
die englische Käufer anlocken und diesen allermodernsten
Geschäftsverkehr rege erhalten. Eine der reichhaltigsten dieser
Ausstellungen befindet sich in den Empfangsräumen des
„Echo de Paris“. Man sieht hier Helme, die deutschen Ge-
fangenen abgenommen wurden, deutsche Bajonette, Körbe,
in denen die Granaten aufbewahrt werden, ja selbst ein deut-
sches Kartenspiel, das selbst auf dem Kampfplatz aufgefunden
wurde. Die Engländer sind mit sportlichem Eifer auf der
Jagd nach diesen Kriegserinnerungen, und deutsche Uniform-
stücke, Ausrüstungsgegenstände jeder Art, selbst gewöhnliche
Trinkbecher und Feldflaschen wandern zu guten Preisen über
den Kanal. Auch in den Hotels werden den Reisenden solche

Kriegserinnerungen zum Kauf angeboten, und es kann sehr wohl geschehen, daß einem der Portier des Gasthofes, in dem man wohnt, einen deutschen Knöpfen oder ein Fahrrad aus der Kampfgasse anbietet." Obwohl es selbstverständlich keine festen Preise in diesem merkwürdigen Handel gibt, läßt sich doch nach dem Durchschnitt der verlangten und bezahlten Summen eine Art Tarif für diese Kriegserinnerungen aufstellen. „Der Helm eines deutschen Offiziers kostet 600 Mk., ein Infanteristenhelm kann für 280 Mk. erstanden werden, erhöht sich aber im Preis, wenn er von mehr als einer Kugel durchbohrt ist. Ein Uniformrock kommt auf 140 bis 160 Mk. und steigt im Preis nach dem Umfang der Blutspuren, die er aufweist. Ein halbes Duzend Kriegsdokumente (schriftliche Befehle, Aufzeichnungen, Probantzettel usw.) kann kaum unter dem ansehnlichen Preis von 400 Mk. erstanden werden. Silberne Achselklappen kosten 60 Mk., solche aus Stoff sind billiger. Ein Granatkorb kann bereits für 16 Mk. erworben werden, und am billigsten sind Geschöpfungssplitter, deren Preis sich zwischen 4 und 12 Mk. bewegt.“

Die Briefbienen des amerikanischen Heeres. Die oft nicht unwesentliche Rolle, die in früheren Kriegen die Brieftauben spielten und die ihnen in beschränktem Maße auch heute noch hier und da zukommt, ist allgemein bekannt. Doch wie jede Waffe das Ausfinden von Gegenmaßnahmen hervorruft, so wurde auch die Nachrichtenübermittlung durch Brieftauben immer mehr erschwert. Darum kam man auf den Gedanken, an Stelle der Tauben kleinere Tiere für diese Art von Nachrichtenbeförderung zu verwenden, Tiere, die womöglich ganz unbrodelt ihren Weg über die feindlichen Linien mit ihrer Botenschaft verfolgen können. Die Idee, sich zu diesem Zweck gewisser Insekten, vor allem der Bienen, zu bedienen, tauchte schon öfters auf und wurde nunmehr, wie in der französischen Zeitschrift „Je sais tout“ ausgeführt wird, in den Vereinigten Staaten verwirklicht. Anfangs schien es außerordentlich schwer, wenn nicht gar unmöglich, einen Briefbienenendienst einzurichten, und die Hauptschwierigkeit bestand in der Frage, auf welche Weise man den kleinen Bienen die Nachrichten anheften könnte. Daher sann man nach einem Ausweg, um diese Hindernisse zu überwinden, und so kam man auf den Einfall, die Nachrichten auf photographischem Wege auf die Flügel der Bienen zu bringen. Bekanntlich sind die Bienen äußerst empfindlich für narkotische Mittel, und wenn man z. B. in einen Bienenstock eine genügende Menge von Tabakrauch bläst, fallen die Insekten innerhalb kurzer Zeit in einen lange anhaltenden Schlaf. Auf diese Art nun werden in der versuchsweise eingerichteten Bienenbriefabteilung des amerikanischen Heeres die zur Beförderung von Nachrichten erforderlichen Bienen in reglosem Zustand eingefangen. Man bringt die bewegungslose Biene in eine nur durch eine rote Lampe erhellte Dunkelkammer. Hier breitet man vorsichtig die Flügel der Biene aus und bestreicht sie mit einer lichtempfindlichen Lösung, wie die Photographen sie zur Brauchbarmachung des Kopierpapiers verwenden. Die zu befördernde Nachricht wird nun auf demselben Wege auf die so präparierten Bienenflügel gebracht, wie dies beim gewöhnlichen Kopieren eines Negativs geschieht. Zu diesem Zweck muß vorher eine Negativaufnahme der betreffenden Schrift gemacht werden, die bis zum mikroskopischen Umfang verkleinert wird. Die Bienenflügel werden dann in den nötigen Flüssigkeiten gebadet, fixiert und getrocknet, und hierauf wartet man, bis das Insekt aus seiner Betäubung erwacht. Sowie dies der Fall ist, erhebt sich die Biene in die Luft, sie fliegt einige Male im Kreise, als wollte sie die ihr zukommende Richtung ausfindig machen, und dann fliegt sie davon, um so schnell wie möglich den heimatischen Bienenstock zu erreichen, aus dem sie entführt worden war. Wenn die Biene nun dieser Art mit der Nachricht an Ort und Stelle angelangt ist, wird sie eingefangen und muß sich einer schweren Operation unterziehen, da sie der Flügel beraubt wird. Das winzige photographische Bild auf dem Flügeldecken wird nunmehr auf dem üblichen Wege vergrößert und auf eine Leinwand projiziert, so daß es in aller Deutlichkeit gelesen zu werden vermag. Mehrfach in der geschilderten Weise angestellte Versuche sollen angeblich sehr gut geglückt sein. Ob die Verwendung von Briefbienen sich in größerem Umfang tatsächlich praktisch erweisen wird, bleibt allerdings vorläufig noch dahingestellt.

Wer hat die Butter erfunden? Wenn bei uns Deutschen die Butter ein so beliebtes Nahrungsmittel ist und in unserer Küche eine viel größere Rolle spielt als bei den romanischen Völkern, so hängt das vielleicht damit zusammen, daß die Butter als eine deutsche Erfindung gelten kann. Der römische Schriftsteller Plinius, dem wir in seiner Naturgeschichte mit die ersten eingehenden Nachrichten über die Butterbereitung verdanken, schreibt nämlich den alten Germanen die Erfindung der Butter zu. Wenigstens wollen viele Erklärer in den „Barbarenvölkern“, die er da erwähnt, die Deutschen erkennen. Darüber sind sich ja alle lateinischen Schriftsteller, die uns von unsern Altvordern Kunde geben, einig, daß die Germanen vornehmlich von Milch gelebt haben; nur darüber bestehen Zweifel, ob sie mehr Käse oder Butter bereiteten. Plinius spricht ganz deutlich von Butter, wenn er z. B. bemerkt, daß das Buttern bei der Kälte einige Erwärmung der Milch erfordere, die im Sommer nicht nötig sei, und das Butterfäß, das er beschreibt, muß mit den heute gebräuchlichen schon eine Ähnlichkeit gehabt haben. Eine Streitfrage, die den Gelehrten des 17. und 18. Jahrhunderts viel Kopfzerbrechen bereitet, ist es, ob Tacitus unter „lac concretum“, der Milchform, die er als die gewöhnliche Speise der Germanen bezeichnet, Käse oder Butter gemeint habe. Der Göttinger Professor Johann Beckmann, der im 18. Jahrhundert so wichtige Beiträge zur Geschichte der Erfindung gegeben hat, widmet auch der Erfindung der Butter eine umfangreiche gelehrte Abhandlung, in der er sämtliche Stellen bei antiken Autoren über die Butter zusammenbringt. Nach seiner Ansicht haben die Römer die Butterbereitung von den alten Deutschen gelernt. Den Griechen aber ist diese Kunst wahrscheinlich durch die Skythen vermittelt worden. Ob die Butter im Alten Testament bereits vorkommt, darüber ist viel Tinte verschrieben worden. Große Gelehrten des 16. und 17. Jahrhunderts, wie Konrad Gesner und Comring, haben sich damit beschäftigt. Das hebräische Wort „Chamea“ wird wohl aber dicke Milch oder Sahne und nicht Butter bedeutet haben. Der Glaube, daß es sich um Butter handle, ist durch die Übersetzung der Septuaginta veranlaßt worden, die das hebräische Wort durch das griechische „Butyron“ wiedergab. Auch eine viel angeführte Stelle in den Sprüchen Salomos, in der man sogar einen Hinweis auf die Butterbereitung durch Schlagen zu finden meinte, wird sich wohl nur auf Milchbereitung beziehen. Nach den zweifelhaften Bemerkungen, in der Bibel die Butter nachzuweisen, hat man als ihre älteste Erwähnung die Erzählung des Herodot von den Skythen angeführt. Dieses Nomadenvolk soll Pferdemilch in hölzernen Gefäßen stark geschüttelt und dasjenige abgenommen haben, „das sich oben aufricht, weil sie dieses für schmackhafter und schärfer halten als das, was sich darunter sammelt“. Noch deutlicher redet von der Butterbereitung der Skythen Hippokrates, und er gibt auch der aus der Milch gewonnenen Substanz zum ersten Male den Namen „Butyron“, der ins Lateinische überging und auch noch in unserer deutschen Bezeichnung fortlebt. Die Griechen haben die Butter nicht selbst erfunden, sondern von den Skythen oder Thraciern übernommen. Der griechische Dichter Arzandrides erzählt, bei der Heirat des Iphikrates mit der Tochter des theokratischen Königs Coths hätten die Griechen zum ersten Male Butter gegessen, denn die Thracier hätten ihnen diese wunderliche Speise vorgesetzt. Aber auch nachdem die Griechen und Römer die Butter kennen gelernt hatten, haben sie sie doch nicht als Speise verwendet. Der große Arzt Galen, der ihre Heilkräfte genau auseinandersetzt, empfiehlt sie als Salbe; auch Plinius hält sie für besonders heilkräftig, wenn sie mit Honig vermischt den Kindern beim Zahnen oder auch Erwachsenen bei Mundgeschwüren aufgeschmiert wird. Überhaupt wurden bei den Römern die Kinder mit Butter besalbt; daneben kommt die Butter zum Ersatz für Öl als Brennmaterial für Lampen vor. Bei Speisen wurde die Butter nur in Ermangelung von Öl verwendet. Der Klassiker der feinen antiken Küche Apicius erwähnt sie überhaupt nicht, und andere Schriftsteller bemerken nur so nebenbei, daß man beim Zubereiten von Gemüse und beim Baden in Ermangelung von Öl auch frische Butter verwenden könne. Die Tafelbutter war völlig unbekannt. Auch heute noch lebt ja in der südlichen Ländern die Schakung des Speiseöls fort, während wir Deutschen an unserer „Erfindung“, der Butter, festhalten.